

(Nachdruck verboten.)

22]

Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

Im Grunde, dachte Basilio, ich brauche es ja nicht aus meinen Rippen zu schneiden. „Sieben!“

Das nahm der Bursche an, und sie schlugen den Weg zum Orthobene ein, sich gegenseitig mit Schimpfworten und entsetzlichen Drohungen überhäufend. In der Nähe ihrer Behausung angelangt, stieg Basilio ab und saate:

„Jetzt sei still, Du elender Kerl: wenn der gute Alte uns hört, so schilt er.“

Doch wie sie auch nach ihm suchten, der gute Alte war nicht da. Er hatte seinen traurigen Platz beim Feuer verlassen, sobald Basilio fortgeritten war.

Ich werde hinter ihm hergehen, war sein Gedanke, ich werde den Tritt des Pferdes hören und mich danach zurechtfinden. Wenn Basilio mich unterwegs bemerkt, wird er nicht den Mut haben, mich zurückzuschicken.

Eine Zeitlang ging es ganz gut. Er kannte den Weg aus der Tanca hinaus und konnte ihn innehalten, indem er bisweilen den Stod vor sich hinstreckte und mit der Linken umherastete. Vor sich vernahm er deutlich den Tritt des Pferdes.

Der Tag war prächtig und ein linder Hauch kündete den nahen Frühling an; in der klaren Vergluth lag der ihr am frischen Morgen eigene kräftige Duft. Durch die hohen Aeste einer Steineiche strahlte die Sonne wie ein riesiger Edelstein, und durch die unendliche Einsamkeit zitterte nur der Schrei einer Elster.

Nachdem er den Ausgang der Tanca hinter sich gelassen, blieb Zio Pietro unentschlossen stehen: er hörte das Pferd noch immer, aber er sah es nicht mehr mit Sicherheit vor sich. Dennoch schritt er weiter.

Der Boden war eben, weich, grasbewachsen. Wie oft er auch den Stod ausstreckte, Zio Pietro traf auf kein Hindernis. Dadurch getäuscht, betastete er nur noch den Boden und horchte gespannt auf den Tritt des Pferdes und auf den näherkommenden Ruf der Elster.

Auf einmal aber sahen ihm das Dunkel seines Empfindens dichter geworden und sein Kopf schmerzte ihn: er war mit der Stirn gegen einen Baum gestoßen. Er blieb stehen, führte die Hand an den Kopf, und zwei brennende Tränen liefen ihm über die Wangen. Verzweiflung kam über sein Herz und unsäglich Angst vermischte sich mit dem körperlichen Schmerz.

Er rief stöhnend: Basilio! und es deutete ihm, als ob der bereits sehr ferne Schritt anhielt, doch alsbald weiterging.

Als seine erste Betäubung vorüber war, nahm er den Weg wieder auf, hielt aber jeden Augenblick an, um den Boden zu betasten. Trotzdem glitt er häufig aus, und das Gezweig schlug ihm ins Gesicht. Der Tritt des Pferdes entfernte sich immer mehr, doch vernahm er ihn noch deutlich genug, um sich danach zu richten, und der schwache Klang genügte der betäubten Seele, sich nicht ganz in Finsternis zu verlieren. Er sagte zu sich selbst:

Vorwärts! Mut, Pietro Carta! Das Heil deines Sohnes hängt vielleicht von dir ab. Vorwärts!

Er dachte an Paska und an den Richter, ihren Herrn; er glaubte, seine unangenehme, näselnde Stimme zu hören, aber er dachte auch an die gute Aufnahme und das Mitleid, das er von seiner Gattin erfahren hatte, und er wagte, zu hoffen.

Obwohl das böse Gerede über Paska und ihren Herrn nicht bis in seine Einsamkeit gedrungen war, erschien es ihm im Grunde doch als Feigheit, von derjenigen Hilfe zu erbitten, die Melchior so viel Leid zugefügt hatte. Doch zu welchem Schritte wäre er nicht bereit gewesen, um den Sohn zu retten?

Richter! sagte er, sich an unsichtbare Gestalten wendend, gebt mir meinen Sohn wieder, er ist unschuldig! Wenn Ihr ihn mir nehmt, so nehmt Ihr mir zum zweitenmal das Augenlicht. Verbrechen, Raub, Schleichthigkeiten begehen die anderen, nicht mein Sohn; sucht anderswo, Männer des Königs, sonst begehrt Ihr selbst ein Verbrechen. Und denkt Ihr, daß ich essen und trinken könnte, während mein Sohn an Seele und Körper leidet? Und das unschuldig, hört Ihr, unschuldig!

Der frische, aber herbe Geruch der jungen Farn erfüllte die Luft; auf dem mit neuem Grün bekleideten weichen Terrain konnte er nur noch vorsichtiger, noch langsamer vorschreiten, und indessen verklang der Tritt des Pferdes immer mehr, selbst dem feinen Gehör des Blinden kaum noch vernehmbar. Einmal fiel er lang hin auf den Rücken; er tat sich nicht weh — aber er verlor seinen Stod und mühte lange umherasteten, ehe er ihn wieder fand. Und während des mühsamen Suchens hatte er nicht mehr auf den Schritt gehorcht, und dieser entschwand ihm völlig.

Als er sich wieder aufschloß, hörte er nichts mehr, moan nay noch fern: da erst empfand er seine qualvolle Verlassenheit ganz. Es war ihm, als ob jemand, der ihn bis dahin begleitet, ihn treulos verlassen hätte.

Er schritt weiter, doch in beginnender Verzweiflung. Vergebens mühte er sich, irgend einen Laut zu unterscheiden: in dem lauen Sonnenuntergang regte sich kein Blatt, und vereinzeltes Vogelgezwitscher im fernen Walde verstärkte nur den Eindruck tiefster Einsamkeit.

Zio Pietro dachte, er müsse vom Wege abgekommen sein, wenn er niemand begegnete, nicht einen menschlichen Schritt hörte; denn sonst war es um diese Jahreszeit ziemlich lebhaft auf dem Berge. Diese Befürchtung vermehrte seine Unruhe, und doch schritt er weiter.

Er hoffte, jemand anzutreffen, der ihn geleiten würde; und dennoch fürchtete er das auch.

Sie würden mich täuschen, dachte er. Sie würden mich nach Hause zurückbringen, denn es scheint, daß alle sich das Wort gegeben haben, mich nicht nach Nuoro zu lassen.

Er ging jetzt der Sonne entgegen, sich nach ihrem warmen Schein richtend; doch er fühlte, daß sie tiefer sank: bald würde sie untergehen. Und wohin dann, wenn ihm auch dieser Führer fehlte?

Als die Sonne verschwunden war, wick er wirklich bald von der westlichen Richtung ab und schritt nach Norden. Er gelangte wieder an den Wald, und sein Stod stieß unaufhörlich auf Gestein.

Wohltuende Wärme herrschte hier, vermischt mit dem Geruch des noch warmen Mooßes und Efeus; bald aber mußte die Dämmerung eintreten; dem Zio Pietro fühlte, wie die Schatten dunkler wurden.

Statt abwärts, ging es jetzt aufwärts. Wohin? Wo war er? Was war um ihn?

Seine Verzweiflung wuchs. Stod und Hand trafen nur noch auf Fels, und seine Füße brannten vor Müdigkeit.

Ich muß auf einen Kamm des Berges geraten sein, dachte Zio Pietro. Wenn ich nur den Abstieg finden könnte, vielleicht würde ich doch hinkommen.

Wohin? sagte die Vermunft. In irgend einen Abgrund! Kehre um, Alter, kehre um, der Abend naht!

Nein, sprach das Herz. Ich will hinunter. Ich will hinkommen. Melchior wartet. Wenn ich nur den Abstieg finden könnte, würde ich hinkommen.

Wohin? Sicher nicht nach der Stadt. Vielleicht an irgend einen entlegenen Ort, wo kein Melchior auf dich wartet. Kehre zurück, alter Pietro!

Aber der Stod setzte sein langsames Forschen fort, und die Füße den mühsamen Abstieg. Eine kurze Strecke hörten die Felsen auf, und der Stod traf wieder auf weichen, grasbedeckten Boden; dann aber stieß er wieder auf Fels, drang oft tief in Moos und Spalten ein und erreichte nicht immer den Grund derselben.

Zio Pietro setzte sich einen Augenblick. Er fühlte, daß sich dort keine Bäume befanden und daß das Dämmerlicht ungehindert auf die Felsen fiel. Hier oben war der Bereich des Steins, und die Gipfel des Berges mußten nahe sein, vielleicht über seinem müden Haupte. Ein kalter Wind strich über seinen feuchten Nacken hin, und er schauderte. Mit unverhohlenem Schrecken empfand er jetzt, daß er sich verirrt hatte, und doch bereute er nicht, den Gang unternommen zu haben. Er sagte nur: Wo bin ich? Vielleicht werde ich den Weg nicht wiederfinden und eine schlimme Nacht verbringen. Aber leidet mein Sohn nicht auch?

Wieder machte er sich auf, und in seiner tiefsten Seele freute er sich fast seiner Leiden, weil es ihm vorkam, daß er so die des Sohnes teilte.

Wieder stieß der Stoc auf den Fels: oben, unten, zur Seite; oft mußte Zio Pietro sich anklammern, um die Steigung zu überwinden. Einmal traf sein Stoc vor und unter ihm ins Leere, und der Wind blies ihm stark ins Gesicht. Er dachte:

Ich bin auf dem Gipfel. Wenn ich doch den Abstieg finden könnte!

Doch er mußte umkehren, es an einem anderen Punkte versuchen. Hier glaubte er sich besser zurechtzufinden und gewissermaßen den Platz zu erkennen: der Stoc streifte Gebüsch und Gesträuch mit hartem Laub, das in der Dämmerung milden Duft ausströmte, und deutliches Waldesrauschen stieg von den tieferen Abhängen zu ihm auf.

Ich muß am Cuccuru Nieddu sein, dachte er. Nun bin ich so lange gegangen und nur eine halbe Stunde von Hause entfernt. Ich bin viel umhergeirrt.

Er sagte, was der Abend nahte. Die Vögel verstummten und Fels und Gesträuch atmeten jenen besonderen, feuchten Geruch, den erst der Schatten bringt. Für ihn freilich machte es wenig aus, ob die Nacht hereinbrach, denn sie konnte nicht dunkler sein, als seine immerwährende es war; und doch fühlte er instinktive Furcht vor der äußeren Finsternis.

Seine Hände und seine Knie zitterten vor Müdigkeit; seine Kehle war trocken, der Kopf schwer. Und doch dachte er nicht daran, sein Vorhaben aufzugeben.

Etwas Geheimnisvolles, Unwiderstehliches riß ihn mit. Was? Melchior oder das Leere, die Gefahr?

Diese, sagte die Vernunft.

Zener, sprach das Herz.

Und der unglückliche Abstieg begann. Die vom rauhen Gestein gerigten Hände brannten; die erloschenen Augen erblickten einen fernern, blauen, schimmernden Punkt. Die Wälder unterhalb rauschten stärker im Abendwind.

Ich bin müde, dachte Zio Pietro, und hielt wieder an. Herr, hilf mir! Wo bin ich nur? Ach, könnte ich doch Ruhe finden, könnte ich doch sehen!

Er lehnte den Kopf zurück, als ob er mit verzweifelter Anstrengung das Licht suche; er horchte, aber er hörte nichts anderes, als das Rauschen des Waldes; er sah nichts anderes, als jenen fernern blauen Punkt, der jetzt gleich einem Stern in der Höhe stand.

Der Wind fuhr kalt über ihn hin und erneuerte ihm den Schauer der Verzweiflung.

Zio Pietro nahm den Abstieg wieder auf; sein Stoc traf auf einen kleinen Vorsprung; durch die vermeintliche Stütze getäuscht, streckte er den Fuß aus, doch der Fuß trat ins Leere, und der Stoc glitt ab.

Es war ihm, als ob das Waldesrauschen plötzlich zu ungeheuerem Brausen anwüchse, und der kleine, blaue Punkt in tausend leuchtende Funken zerfiel. Dann schwieg alles, alles schwand. Er war vier oder fünf Meter tief hinabgestürzt und mit dem Rücken auf einen Stein aufgeschlagen. Er wurde nicht ohnmächtig, doch alle seine Muskeln waren wie gelähmt, der Blutumlauf unterbrochen, und seine Nerven auf eine Weise angespannt, die peinvoller war als jeder Schmerz. Sein Denken verlor sich in dieser Pein.

Als das Blut allmählich wieder regelmätkiger kreiste, machte sich auch der Schmerz fühlbar: ein scharfer Schmerz im Rücken, der durch alle Glieder zog. Er versuchte nicht einmal, sich zu rühren, streckte nur die Hand aus, um seinen Stoc zu fassen; er fand ihn nicht und dachte, daß sein treuer Gefährte wohl für immer verloren sei, und das schmerzte ihn.

Da erst begann er zu stöhnen, in seine körperliche und seelische Dual getaucht, wie in ein Bad aus rotem, kochendem Blut. — —

Es mochte Mitternacht sein, als Basilio und der benachbarte Hirt, den er zu Hilfe gerufen, nach langem, mühsamem Suchen zu jenem Punkte gelangten.

Die Sichel des abnehmenden Mondes stieg am klaren Himmel auf; die Felsen standen schwarz auf silbernem Grunde, und über ihnen zeichnete sich scharf die kleine Pyramide des Vermessungsdreiecks ab.

Wie der Mond höher stieg, legte sich der Wind, und tiefste Stille herrschte ringsum; dichter Wald zog sich vom Cuccuru Nieddu abwärts, und die schrägen Mondstrahlen zeichneten Wellenlinien in das schweigende Blättermeer, das sich zu unbekanntem Gestaden hinabsenkte.

„Zio Pietro, Zio Pietro, was habt Ihr gemacht?“ schrie Basilio und beugte sich über den armen Alten. „Hört Ihr mich? Ich bin's, Basilio, ich bin hier. Was habt Ihr? Seid Ihr gefallen? So lange haben wir Euch gesucht, Zio Pietro.“

Der Alte lag unbeweglich. Sein Gesicht war weißer wie der lange, wirre Bart.

„Er ist tot!“ schrie Basilio, sich aufrichtend und fing bitterlich an zu weinen. „Was habe ich getan, was habe ich getan! Wie kann ich meinem Herrn Rechenschaft ablegen über seinen Vater? Und ich sagte es zum Spaß, daß er ihn tot finden würde! Ach, und nun ist er tot! Er ist tot!“

Aber der Hirt hatte Zio Pietro die Hand auf die Brust gelegt und sagte jetzt: „Dummkopf, solltest weniger schwachen und mehr Mut haben! Er lebt; er muß von da oben heruntergefallen sein. Wir wollen ihn forttragen.“

Sie flochten einige Äste und Zweige zusammen und strenten Gras und Blätter darauf; so sanft wie möglich hoben sie den Verletzten auf und legten ihn auf die Trage nieder. Er stöhnte. Basilio und der Hirt erbeben beide.

„Was habe ich nur getan?“ schrie der erstere wiederholt. „Was habe ich getan, dachte der Hirt bei sich, sprach es aber nicht aus.“

Er gebot Basilio, still zu sein, beugte sich über den Alten und sagte leise:

„Was habt Ihr, Zio Pietro? Wir sind hier, habt nur Mut!“

Der Alte stöhnte nur; blutiger Schaum färbte seine Lippen und tropfte auf seinen Bart.

Langsam trugen sie ihn nach Hause, mit größter Vorsicht den fessigen Abhang hinabsteigend. Basilio weinte still vor sich hin und biß auf die Unterlippe, um nicht laut zu schluchzen. Unausprechliche Angst quälte ihn, und in seiner Seele tobte ein Sturm von Jammer.

(Schluß folgt.)

Literaten und Kulturarbeiter.

Der „Simplicissimus“-Verleger Langen hat zum Gedächtnis, daß er nunmehr seit einem Jahrzehnt auf Schriftwerke seine Firma setzt, einen Verlagskatalog seiner Autoren herausgegeben, der 36 Selbstbiographien enthält. Deutsche und ausländische Schriftsteller haben von ihrem Leben erzählt, zumeist in höchst sanftem Karikaturstil. Schulleiden und Verlagschmerzen scheinen zumeist die großen Ereignisse dieser Schicksale zu sein, das Abiturientenexamen Lebenswende, die Abneigung gegen Mathematik und Latein erschütternde Tragik. Die 36 Autoren haben sich zufällig zusammengefunden, aber es liegt in der merkwürdigen Gleichförmigkeit ihrer fidei nedenden Selbstbetrachtungen ein gewisser Aufschluß über Wesen und Mission des Literatentums in der gegenwärtigen Gesellschaft.

Der Verlag hat in zehn Jahren 389 Werke von 117 Autoren herausgegeben und insgesamt fünf Viertel Millionen Bände gedruckt. Das ist ein relativer Erfolg, aber nicht viel bei einem Volk von 60 Millionen und einem Kaufbezirk, der über das Deutsche Reich hinausragt; und die Zahl schrumpft noch mehr zusammen, wenn man erwägt, daß der Verlag auch die Eisenbahnlektüre kultiviert. Der männliche Deutsche liest schöne Literatur ja nur auf der Eisenbahn. Die höchste Auflage erzielte Björnsons „Ueber unsere Kraft“ — 25 000 Exemplare. Björnsons Lebenswerk kann mit 24 Stunden Scherarbeit nicht konkurrieren.

Im Langen sammelt sich unter den deutschen Autoren die Leute, die man für bürgerlich anstößig und gefährlich erachtet. Es sind die Männer der „Simplicissimus“-Stimmung, von deren grausamen Gefahren für das deutsche Vaterland man von Zeit zu Zeit in den nationalen Blättern Schreckensdinge lesen kann. Man sollte annehmen, daß gerade sie am ehesten den Weg vom Berufsartisten zum Kulturarbeiter finden, daß sie die Universalität der menschlichen Interessen als Lebensquell ihres Schaffens besitzen; das höchste menschliche Interesse aber ist die Anteilnahme, die scharf bestimmte Mitwirkung an den sozialen und politischen Bewegungen. Aber die Selbstgeständnisse der deutschen Autoren, so wenig aufschlußreich sie sonst sind, verraten doch das eine, daß Deutschland noch immer die Bedientenstufe ist, in der die Künstler die leider notwendige politische Tätigkeit der dazu bestellten Bureaucratie überlassen, sie selbst erklären das politische Lied immer noch für garstig, und machen aus der Rot ihres Gemeses, ästhetische Luftkissen für die Bourgeoisie zu sein, die Tugend einer über den Wolken schwebenden Parteilosigkeit. Deutschland hat sicher von der ganzen Welt, Rußland und die Türkei eingeschlossen, heutzutage die unfähigsten, ungebildetsten und verworstensten Regierungsbeamten. Ein Minister, der ein Buch schriebe, wäre eine höchst verdächtige Erscheinung, die keinen Tag länger im Amte bliebe. Und ein Romanschreiber oder Theaterstücker, der sich aktiv an der Politik beteiligt, würde seine Kundenschaft verlieren. Die Polizei hat kaum noch nötig, die ernstesten und drängendsten Probleme von der Bühne zu scheuchen, die Herren Autoren sind schon selber artig genug, um ihre „reine ästhetische“ Kompetenz nicht zu überschreiten.

Man braucht in dem Langen'schen Katalog nur die großen Namen der Ausländer zu vernehmen: Tolstoj, Zola, Björnson finden

ihren großen Stolz darin, die Feder für die Aufgaben von Volk und Menschheit zu führen. In keinem der deutschen Autoren pocht das Herz der Zeit!

Unter den Deutschen des Langeischen Verlags erzählt einer, und zwar wohl der stärkste und radikalste Satiriker von heute, wie er vor ein paar Jahren nationalliberale Artikel geschrieben und sich über Bismarcks Abdankung geärgert habe; das hat seine satirische Verachtungsliebe erweckt. Eine wohl assortierte Weltanschauung! Dagegen wirkt schon Otto Erich Hartlebens Bemerkung erquicklich rebellisch: „Dann kam ich nach Magdeburg an die Straßammer und da ging's nicht mehr. Da hatt' ich den Jammer, daß ich mit den Leuten auf der Anlagebank fast täglich lieber zu Abend gegessen hätte als mit meinen Kollegen — auf die Dauer hätten das die einen den anderen übel genommen und ich wär in die peinlichsten gesellschaftlichen Verlegenheiten gekommen.“

Ein anderer, der als vernünftiger Ehemann der Unsterblichkeit verfallen ist, bemerkt selbstbewußt: „Wollte man ihn nach seiner politischen Meinung fragen, so würde man ihn in Verlegenheit setzen. Es kommt vielleicht daher, weil er keine politischen Zeitartikel liest und Bismarck tot ist.“ Der Kultus der schön gezeichneten Raubtiere — das ist schon das Höchste an politischem Aufwand, den ein bürgerlicher Literat des deutschen Reiches treibt.

Wieder einer, und zwar einer von den Führern in den Literaturfirmen der achtziger Jahre, beichtet: „Politisch parteilos, bin ich denkerisch esoterischer Theosoph.“ Wer könnte leugnen, daß in all den Gärungen unseres Jahrhunderts nichts so wichtig und notwendig ist, als in der Politik nicht Partei ergreifen, dafür aber esoterischer Theosoph zu sein. Karma!

Ein neuerdings vielgenannter Mann, den ein unbegreifliches Mißverständnis für einen Militärreformer ausgeschrien hat, äußert höchst schalkhaft, wenn er noch einmal auf die Welt käme, er würde sein Leben wohl wiederholen: „Nur vor dem Dienen im deutschen Heere hatt' ich recht bange.“

Und endlich wäre noch Hermann Vahr zu nennen, der vor Jahren eine wichtige Gegenschrift gegen Schäffles „Ausichtslosigkeit des Sozialismus“ geschrieben hat und heute autobiographisch gesteht: „Politisch: früher Sozialdemokrat, jetzt aber Anarchist, da es mein fester Glaube ist, unsere Kultur müsse zugrunde gehen, wenn es ihr nicht gelingt, zur vollkommenen Freiheit zu gelangen, welche durchs aus keine Gewalt mehr nötig hat. Oder sagen wir statt Anarchist lieber: Japaner.“ Der Mann berichtet mit einer Gleichgültigkeit, als ob es sich um den Kauf eines neuen Papiertragens handle, daß er ehemals Sozialist, heute Anarchist oder vielmehr Japaner geworden sei. Das ist Geist, oder sagen wir statt Geist lieber: Quatsch! Hermann Vahr ist nämlich inzwischen Lieferant für die große Papierfabrik geworden, die sich „Neues Wiener Tagblatt“ nennt.

Das ist die ganze Ausbeute, die man aus den Autobiographien schöpft, wenn man nach den Lebensbetätigungen der deutschen Schriftsteller forscht; und der Verleger muß geradezu in dem Rundschreiben, in dem er die autobiographischen Skizzen erbat, besonders nach der politischen Gesinnung gefragt haben.

Aber trotzdem sind unsere Deutschen natürlich ernsthaft charaktervolle Persönlichkeiten, die nichts gemein haben mit den gallischen, liederlichen Windhunden!

In dem Katalog findet sich auch eine Skizze von Anatole France. Der Franzose ist vielleicht der feinste Artist in der heutigen Schriftstellerwelt; diese Kunst hindert ihn aber nicht, daß er seine Lebensbeschreibung mit den Worten schließt: „Ich habe mich keinen Augenblick von den Verbrechern im Generalstab irreleiten lassen, die Meineid auf Meineid und Fälschung auf Fälschung häuften, um einen Unschuldigen zugrunde zu richten. In diesem Punkte traf ich mit jener großen Fraktion der französischen Sozialisten, der es klar war, daß aus der Sache eines unbedeutenden jüdischen Hauptmannes eine große soziale Bewegung hervorgehen konnte. Ich habe immer die Armen geliebt und die Arbeit geehrt. Ich verfolge mit lebhaftem Interesse die Anstrengungen, die das Proletariat aller Länder macht, um seine Emanzipation durchzusetzen. Ich weiß, daß diese Emanzipation das Best der Proletariat selbst sein wird, und wiederhole mit Freude den Ausdruck des verehrungswürdigen Ansees: Die Einigkeit der Arbeiter wird der Weltfriede sein.“

Das ist der Literat, dessen höchster Stolz ist, an der Kultur zu arbeiten. Der deutsche Schriftsteller aber ist — parteilos, oder war, sofern er sich noch recht erinnert, gestern Sozialdemokrat. Deshalb ist der deutsche „Simplicissimus“ auch immer nur ein genialisches Unterhaltungsblatt, die Pariser „Assiette au Bourre“ aber ein revolutionärer Sturm, der jede Woche die Deffenitätlichkeit sucht. —

Joe.

Kleines feuilletton.

s. Der Dichter der „Juden“. Jevgenie Nikolajewitsch Tschirikow, der Dichter des Dramas, das heut in der „Freien Volkshöhne“ seine Erstaufführung erlebt, gehört dem Kreise von talentvollen Schriftstellern an, die sich im Laufe der letzten Jahre um Maxim Gorki gesammelt haben. Tschirikow wurde im Jahre 1864 als Sprößling einer im Gouvernement Simbirsk begüterten Adelsfamilie in Kasan geboren. In Kasan besuchte er ein klassisches Gymnasium und die Universität, und zwar gehörte er anfangs der juristischen Fakultät an, ging aber bald zum Studium der Naturwissenschaften über. Im Alter von 23 Jahren wurde er

wegen „Studentenunruhen“ von der Universität relegiert. Bereits als Student hatte er an verschiedenen Provinzzeitungen, so am „Wolgaboten“, mitgearbeitet, bis er im Jahre 1903 durch einige Novellen die Aufmerksamkeit des größten Publikums auf sich lenkte. Seither veröffentlichte Tschirikow eine ganze Anzahl von Erzählungen in den ersten russischen Zeitschriften, und sein Talent wird von der fortgeschrittenen Leserschaft mit Recht geschätzt. Seine Novellen sind gesammelt in drei starken Bänden erschienen, die bereits mehrere Auflagen erlebt haben. Tschirikow schildert mit Vorliebe die russische „Intelligenz“, in der sich während der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine jähe Spaltung vollzog. Auf der einen Seite standen die „Marodniki“, die eine Erneuerung der russischen Gesellschaft von unten herauf, vom russischen Bauerntum erwarteten und sich in einem verschwommenen Nationaldemokratismus gefielen. Neben ihnen standen die „Kulturniki“, die Anhänger der alten liberalen Ideale, denen die vorgezeichneten Elemente in den sechziger und siebziger Jahren gehuldigt hatten. Im Gegensatz zu diesen beiden Richtungen, die Tschirikow in seinen Erzählungen als völlig abgewirtschaftet und geistig banaler schildert, war in den achtziger und neunziger Jahren eine neue „Intelligenz“ emporkommen, mit frischen, modernen Idealen — ein radikal gesinntes geistiges Proletariat, das mit dem alten Pflunder abgestandener Weltanschauungen energisch aufräumte und nach neuen Propheten Umschau hielt. „Ein paar ehemalige Studenten, eine Hebamme ohne Praxis, ein autodidaktischer Künstler, ein junger Mann, der sich zum Abiturientenexamen vorbereitete“ — das sind die Gestalten, die uns in einer von Tschirikows Erzählungen („Die Ausländer“) als solche „Neu-Intelligente“ entgegenreten. Es sind dieselben Elemente, die u. a. auch Gorki in seinen „Kleinbürgern“ gezeichnet hat. Es ist in diesen Kreisen viel von den Marxschen Theorien die Rede, aber auch Stirner und Nietzsche spulen dort in den Köpfen. Tschirikow erwartet auch von diesen Leuten kein besonderes Heil für das russische Volk, wiewohl seine Sympathien ihnen offenbar weit mehr gehören als den Anhängern der älteren Richtungen. Alles, was sich in Rußland „intelligent“ nennt, bezeichnet Tschirikow als „Menschen ohne Boden unter den Füßen“, als „Entwurzelte“. Mehr und mehr hat sich sein Interesse, wohl unter dem Einflusse Gorkis, dem aufgeklärten städtischen Proletariat zugewandt, das allerdings, im Vergleich mit der in Unwissenheit und Robheit hinbegeterenden großen Masse, nur erst einen geringen Bruchteil des russischen Volkes bildet. In den „Juden“ hat sich Tschirikow einem neuen Stoffgebiet zugewandt — einem dunklen, traurigen Milieu, an dem der russische Barbarismus sich bis in die neueste Zeit hinein auf brutalste Weise ausgelassen hat. —

— Ein Original. Von dem dieser Tage in Wien verstorbenen ehemaligen Professor der Augenheilkunde Dr. Karl Stellwag erzählt einer seiner Schüler im „Neuen Wiener Tageblatt“: „Die jetzt studierende medizinische Jugend kannte den alten Herrn nicht mehr. Die jovialen Professoren der siebziger Jahre sind ihr fremd. Wir, die wir 1890 auf die Hochschule kamen, haben noch zwei solche kennen gelernt: Professor Strider und den jetzt verstorbenen Hofrat Stellwag. Der alte Hofrat war, trotz aller Strenge beim Examen, ein gemüthlicher Herr. Etwas torpulent, mit behäbigen Schritten einherschreitend, kam er pünktlich in die Klinik, wo er uns täglich von 8 bis 10 Uhr früh in die Mysterien der Augenheilkunde einweihte. Allerdings widmete er auch viel Zeit Gesprächen über dies und jenes, über die Mängel der Einrichtung seiner Klinik, im Gegensatz zu der des „jungen Herrn im ersten Hofe“ — wie er den Leiter der Ersten Augenklinik stets genannt —, über seine eigenen Angelegenheiten, und gab uns auch weise Lehren für unser künftiges Leben als praktische Ärzte. So eine weise Lehre war das wenig liebenswürdige: „cave collegam!“ (Hüte dich vor dem Kollegen). Beim Examen war er, wie schon erwähnt, streng. Mit Vorliebe prüfte er aus den schwierigsten Kapiteln seiner Disziplin, und als ein Examinand, in der Beantwortung nur schwer vorwärtskommend, um eine andere Frage bat, sagte Hofrat Stellwag in teilnahmvollem Tone:

„Ja, lieber Freund, eine noch leichtere Frage kann ich Ihnen schon nicht geben.“

Einen Prüfling, den er durchfallen ließ und der sehr verzweifelt tat, tröstete er mit den folgenden Worten:

„Ja, warum sind Sie denn so verzweifelt? Schauen S', der Herr Vorsitzende beim heutigen Examen — und er wies mit einer Handbewegung auf den Defan der Fakultät — war mein Schüler, und den habe ich in der Augenheilkunde auch durchfallen lassen. Und sehen S': er ist doch Hofrat und Defan geworden. Nicht wahr, Spektabilität? ...“

Ein anderer Schüler Stellwags, Dr. Ellenbogen, erzählt in der Wiener „Arbeiterzeitung“: Professor Stellwag war eines jener heute so seltenen gelehrten „Originale“, die sich ebenso durch absolute Rücksichtslosigkeit als durch ungekünstelte Warmherzigkeit auszeichnen. Sein trodener, schneidender Humor war in akademischen und nicht-akademischen Kreisen gefürchtet, und eine ganze Reihe seiner von einer echten Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit eingegebenen Bissigkeiten sind berühmt geworden. So ärgerte es ihn mit Recht, daß die armen Studenten so vielen Prüfungsbeisitzern ganz zwecklos die Prüfungstagen zahlen mußten; und da überdies diese Herren gewöhnlich zu den Prüfungen zu spät kamen, so kam ihm deren Tätigkeit als ein überflüssiges Schwarzkloppertum vor. Eines Tages kam einer dieser Herren, ein Statthalterreirat, wie gewöhnlich, eine halbe Stunde zu spät zur Prüfung. „Tarde venisti!“ (Spät kommen

Siel) rief ihm Stellwag, als er zur Tür hereintrat, auf lateinisch entgegen. Bestürzt wollte ihn der Dejan, der als Vorsitzender fungierte, beschwichtigen. „Sed tamen pecuniam accipit!“ (Aber das Geld nimmt er doch!), antwortete Stellwag in seiner gemächlich weinerlichen Tonart.

Mit der Statthalterei führte er jahrelang einen Kampf wegen Beschaffung eines Elektromagneten. Alles Petitionieren war vergebens. Da beschloß er, sich auf seine Art zu rächen. Bei einer Prüfung, bei der der oben erwähnte Statthalterei rat anwesend war, fragte er wie unabsichtlich:

„Was werden Sie tun, Herr Kandidat, wenn dem Patienten ein Eisensplitter ins Auge fliegt?“

„Ich werde einen Elektromagneten anwenden.“

„Sehr gut, ausgezeichnet, vorzüglich,“ jammerte Stellwag, „der Herr Kandidat weiß es, aber die hohe Statthalterei weiß es noch immer nicht!“

Und als der Herr Statthalterei ihn angesichts des Publikums beschwichtigen wollte, wehrte Stellwag ab:

„Schweigen Sie still, Sie sind derjenige gewesen, an den ich mich hundertmal gewendet habe. Aus meiner eigenen Tasche habe ich schließlich den Apparat taufen müssen!“ —

Theater.

Berliner Theater. Ein Teufelskerl. Komödie in 4 Akten von Bernard Shaw. Deutsch von Trebitsch. — Der „Teufelskerl“ war das erste Werk von Shaw, das auf einer deutschen Bühne gespielt wurde. Der Wiener Aufführung folgten Aufführungen in der Provinz. Fast zwei Jahre hat es gedauert, ehe das merkwürdige „Puritaner-Drama“ hierher gelangte. Bei allen mitunterlaufenden Unvollkommenheiten der Darstellung, bedeutet es ein entschiedenes Verdienst des Berliner Theaters, daß die Regie, ungeachtet mancher Ablehnungen, die dem Stücke außerhalb zu teil geworden, sich an die Aufgabe herangewagt. Unsere ersten Bühnen haben offenbar das Risiko gescheut. Der Erfolg war günstig, in offensichtlich animierter Stimmung, mit gespanntem Interesse folgte das Publikum.

Shaw, der auf seine rührende „Candida“ eine übermütige Theaterparodie geschrieben, hat sich natürlich auch über seinen Teufelskerl lustig gemacht. Sehr drollig erzählt er, wie ein berühmter englischer Schauspieler zu ihm gekommen, um ihn zu einem Melodrama anzustiften, und nach der Disfussion mit einem Kompliment vor dem Vorstand des Dichters sich enttäuscht zurückgezogen habe. Schwer gereizt durch diese Andeutung, daß ihn seine Intelligenz unfähig mache, ein populäres Melodrama zu erfinden, sei er zu dem Entschluß gelangt, alle die abgedroschenen Zwischenfälle, die abgestandenen Situationen, die in den Spektakelstücken der letzten zehn Jahre treue Dienste geleistet hatten, zusammen zu fassen und sie in ein neues Melodrama umzugießen, das den Anschein eines tiefdurchdachten Originals und eines modernen Schauspiels haben sollte. Als Resultat dieser Bemühungen habe besagter Teufelskerl das Licht der Welt erblickt. — Gewiß, Shaw hat ein gut Teil Zingredienzen aus dieser Sphäre übernommen, mit abenteuerlichen Zufällen, sensationellen Ueberraschungen nicht gespart. Aber am Ende ist dennoch nicht nur der Anschein eines Originals, sondern ein wirkliches Original herausgekommen. Durch die primitiven Formen, die gewalttätigen Willkürlichkeiten in der Handlung schimmert ein ganz neuer eigenartiger Geist. Die paradoxe Umwandlung des trogigen, mit Allen zerfallenen Vagabunden zum todesmutigen Märtyrer hat Shaw mit wunderbarer Kraft und Feinheit durchgeführt.

Der Schauplatz des Dramas ist eine kleine amerikanische Stadt zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges. Im Haus des alten Dudgeon, den der englische Kommandeur als rebellischer Gefinnungen verdächtig hat aufknüpfen lassen, versammeln sich die ehrlichen Verwandten, der Testamentsveröffnung beizuwohnen. Auch Richard, der verhasste misratene Sohn, der Schmuggler und Banditengenoss, erscheint zum allgemeinen Schrecken. Die tödliche Bosheit der Mutter hat schon in des Anaben verschlossenem Gemüt die Saat des Mißtrauens und des Hasses ausgestreut, und üppig ist sie aufgewuchert. Sein Wort des Schmerzes entriß ihm des Vaters Tod. Er ist nur gekommen, seinen Grimm an dieser respektabel tuenden Gesellschaft samt ihrem Pfarrer auszulassen; sich an ihrem Verrger zu weiden, wenn das letzte Testament die früheren Verfügungen umstößt und ihm die Hauptmasse der Erbschaft zuspricht. Seine Rohheit empfindet er als Rache, als gerechte Vergeltung an der Welt, die ihn verachtet und nicht besser ist als er. Eine Art verschrobener Rechtsbewußtseins steckt darin, das, wenn der Argwohn des Verfolgtseins durch Güte einmal überwinden wird, zu opferfreudigen Taten sich erheben kann. Denn der hemmende Druck der Furcht, die sich sonst zwischen Vollen und Vollbringen stellt, ist ihm ein Unbekanntes. Wie er empfindet, handelt er, im Bösen wie im Guten, keine Folgen scheuend. Mißartig taucht die Möglichkeit derartiger Sinnesänderung von fernher schon in diesen Szenen auf.

Die offene kameradschaftliche Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit des waderen kriegerisch gesinnten Pfarrers legt eine erste Bresche in Richards Härte. Ueingestanden tauchen Gefühle der Verehrung in ihm auf. Und dies Gefühl verschlingt sich — lustvoll hat das der Dichter vorbereitet — mit einer stillen unbewußten ritterlichen Liebe zu der schönen Pfarrersfrau und männlichem Patriotenspolz in der Stunde der Gefahr. Er giebt sich, als die englischen Soldaten

bei dem Pfarrer, der zum warnenden Exempel wie der alte Dudgeon gefängt werden soll, eindringen, als der Gesuchte aus; er will sterben für den besseren Mann, will durch eine Tat der Frau beweisen, daß sie ihn achten darf, will den Feinden zeigen, wie Amerikaner für einander einstehen. Dieser zweite Akt und das Kriegsgericht im dritten Akte mit der brillanten, edel Shaw'schen Episodenfigur des skeptischen Generals Jonny sind die Glanzpartien des Dramas. Läßt auch die Gestalt der Judith die letzte Rundung vermissen, erscheint es äußerst unwahrscheinlich, daß sie glaubt, ihr Mann, der Pfarrer, sei aus Feigheit geflohen, so ist doch der rasche Umschlag der Empfindungen, die rüchhaltige Liebe, die Richards Heroismus in ihr weckt, mit großem psychologischen Scharfsinn dargestellt. Der Schluß wirkt volkstümlich. Als die Schlinge schon um Richards Hals gelegt ist, stürzt der Pfarrer, der sich von dem Rebellenheer als Unterhändler mit freiem Geleit nach Websterbridge hat senden lassen, auf den Richtplatz. Die Amerikaner sind siegreich vorgezogen. Der englische General muß die von den Rebellen ihm gewährten Abzugsbedingungen akzeptieren und den Delinquenten unter dem Jubel der Menge freigegeben. Der Teufelskerl ist zum „Volkshelden“ geworden.

Das Spiel hielt sich auf mittlerem Niveau. Temperamentvoll, aber nicht so knorrig-urwüchsig, wie es die Rolle verlangt, gab Wehrlin den Richard. Eine glänzende Leistung war Pittsch aus kaltblütig spöttischer General Jonny. — dt.

Humoristisches.

— Alles umsonst. „Ich wünsche ein Bilderbuch für ein Kind von zwei Jahren!“

„Vielleicht ein unzerreißbares?“

„Rein“ — da strengt sich ja das arme Kind beim Zerreißen zu sehr an! —

— Einer, der keinen Spaß versteht. „Aber, beste Freundin, Sie wollen sich also wirklich von Ihrem Manne, dem jungen Doktor, scheiden lassen? . . . Warum denn nur?“

„Ich bin fest entschlossen! Jedesmal, wenn ich wegen eines neuen Hutes oder einer neuen Toilette in Ohnmacht falle, pappt mir der Barbar ein — Senfpflaster auf den Rücken!“ —

— Schadenfreude. „Ja, Stoffel, wie schaut denn Du aus?“

„Der Michel mit sei'm Sohn hab'n mi' so zug'richt', Herr Pfarrer!“

„Und da machst Du so ein vergnügtes Gesicht?!“

„Dös will i' meina!“ . . . Dös Projekl, dös i' ihna anhäng'!“ — — (Fliegende Blätter.)

Notizen.

— Ein Riesenschulgebäude. Wie aus New York gemeldet wird, haben die dortigen Schulbehörden beschlossen, nach dem Muster der „Himmelsträger“ ein Schulgebäude zu errichten, welches einen Fassungsraum für nicht weniger als 8000 Schulkinder haben soll. Die größte Volksschule der Welt soll zehn Stockwerke hoch sein und 150 Schulzimmer enthalten. Das Gebäude wird aus feuerfestem Material errichtet, eine große Anzahl von Ausgängen und Lifts wird die rasche Leerung der Räume ermöglichen. Der Bauplatz befindet sich im dichtbesiedelten „Tenementdistrikt“ der Ostseite, welcher fast ausschließlich von Eingewanderten bewohnt ist.

— Den Vaternamen einiger bekannter Theaterleute hat das „M. J.“ herausgebracht. Mia Werber heißt in Wirklichkeit Zachauer, Lola Beeth ist eine geborene Kohn, der bürgerliche Name von Emmy Destinn ist Kittel. Direktor Reinhardt in von Geburt ein Goldmann, Marzell Salzer heißt Manasse, und Alexander schreibt sich Krehan. Usw. usw. —

— Rosa Vertens ist zum Neuen Theater zurückgelehrt. —

— Im Stadttheater zu Lemberg wurden dieser Tage Hauptmanns „Weber“ zum erstenmal in polnischer Sprache unter großem Beifall aufgeführt. —

— Gorki's neues Stück „Die Willenbewohner“ konnte es im Dramatischen Theater zu Petersburg zu keinem Erfolg bringen. —

— „Die Zauberflöte“, eine Märchen-Oper von Wolborth, hat bei der Uraufführung in Karlsruhe gefallen. —

— Max Klinger's Delgemälde „Die blaue Stunde“ ist für 60 000 M. vom Leipziger Museum erworben worden. Klinger hatte es seinerzeit für 3000 M. verkauft. —

c. Japanische Knoten. Die Japaner gebrauchen keine Knöpfe, Schnallen, Haken und Desen. Zu allen Arten der Befestigung dient bei ihnen Schmir, und die Art, wie sie diese Knoten, haben sie in zahllosen künstlerischen Variationen ausgebildet. So haben die Japaner Hunderte von Knotenformen. Für den gewöhnlichen und zeremoniellen Gebrauch gibt es Duzende von Knoten, die jedes japanische Kind knüpfen kann. So gibt es Pflaumen-, Kirschens-, Feis-, Chrysanthemum- und Fichten-Knoten, Fujihama-, Schildkröten-, Storch-, „alte Manns“-„alte Weibs“-Knoten und viele andere. —